

Kurt Holter · Wilhelm Rieß
Susanne Zabehlicky-Scheffenegger

STADTMUSEUM WELS
KATALOG

Vorgeschichte

Römerzeit

Frühgeschichte



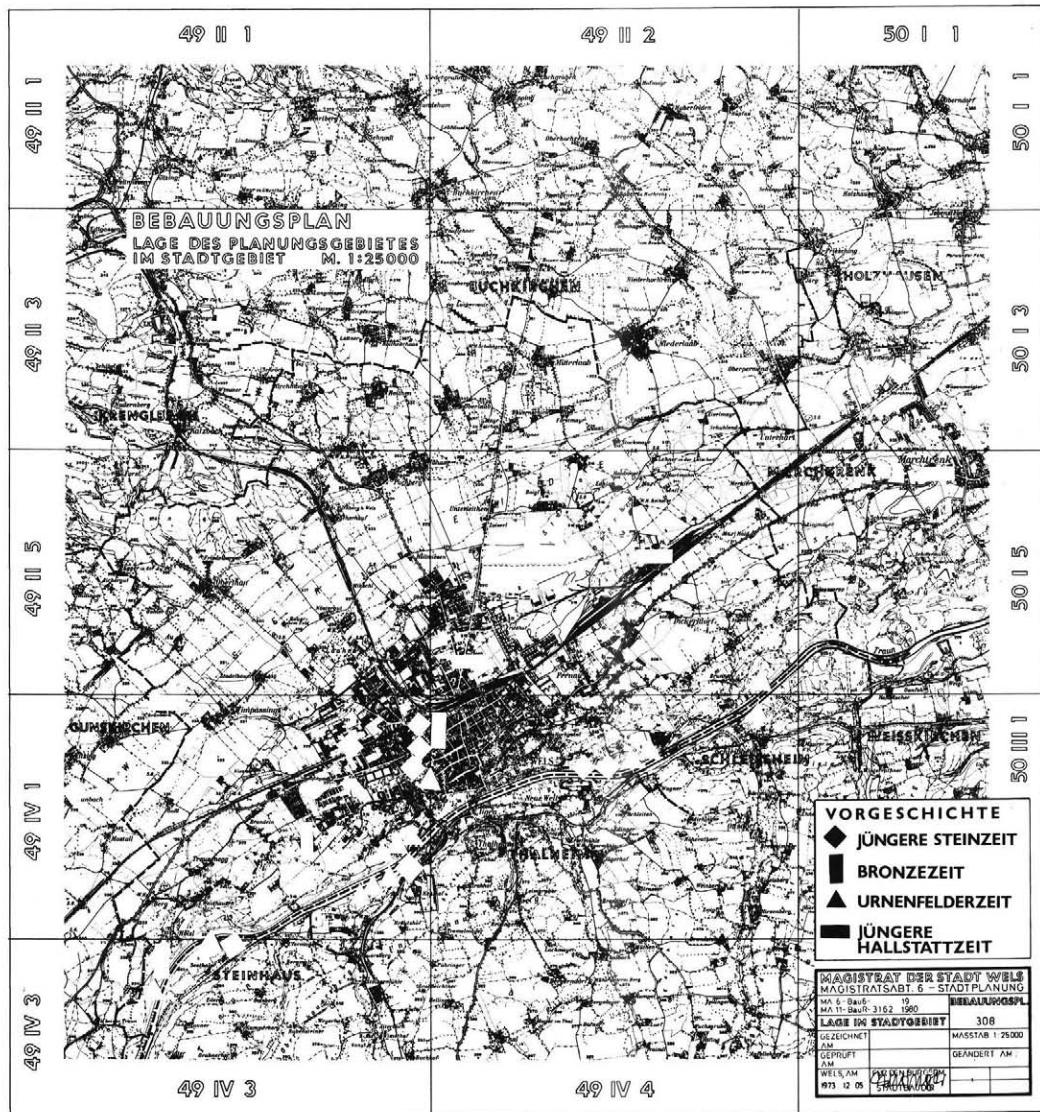
Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG	Kurt Holter	7
VORGESCHICHTE	Wilhelm Rieß	13
RÖMERZEIT	Susanne Zabehlicky-Scheffenegger	45
FRÜHGESCHICHTE	Kurt Holter	129
Anmerkungen zu den Ausstellungsstücken		141
Abbildungshinweis, Abbildungsnachweis, Verzeichnis der Mitarbeiter		148
VEREINSBERICHT	Kurt Holter, Walter Aspernig, Günter K. Kalliauer	149
STADTMUSEUM UND GALERIE	Wilhelm Rieß	150
STADTARCHIV	Günter K. Kalliauer	151
ANZEIGENTEIL		153

Vorgeschichte

bearbeitet von

Wilhelm Rieß



Zeittafel: Lithikum

Steinzeit¹

<i>Paläolithikum</i> Ältere Steinzeit	600 000–12 000 v. Chr.	Für Wels sind bisher keine altsteinzeitlichen Funde nachweisbar. Zur Tierwelt unseres Bereiches gehörten u. a. Renntier, Mammut, wollhaariges Nashorn, Höhlenbär und Eisfuchs. Der Baumbestand umfaßte Kiefer, Fichte, Eiche und Birke. Das Klima war ständigen Schwankungen unterworfen; Kalt-, Warmzeiten.
<i>Mesolithikum</i> Mittlere Steinzeit	12 000–5000 v. Chr.	Für diesen Zeitraum ist für Oberösterreich ein einziger Fundort, Bad Ischl, nachweisbar. Die Klimaverbesserung bringt eine Vegetationszunahme. Es entsteht die heutige Tier- und Pflanzenwelt. Der Mensch lebt als Jäger, Fischer und Sammler. Erstes Haustier: der Hund.
<i>Neolithikum</i> Jüngere Steinzeit	5000–1800 v. Chr.	Steinwerkzeuge werden nicht mehr grob geschlagen, sondern geschliffen. Keramik ist bereits bekannt. Kennzeichen der menschlichen Daseinsweise: Seßhaftigkeit, Ackerbau, Viehzucht. Aus dem Raum Wels sind zahlreiche Funde – Werkzeuge, Geräte, Gefäßreste usw. – erhalten.

DIE JÜNGERE STEINZEIT oder NEOLITHIKUM

Aus diesem Abschnitt stammen die ersten prähistorischen Funde des Raumes Wels. Zwei wesentliche Neuerungen leiten das Zeitalter der Jungsteinzeit ein und sind typisch dafür:

- Ackerbau und Viehzucht
- die Verwendung von gebranntem Ton und die damit verbundene Herstellung von Keramik. Für die Jungsteinzeit wurde daher auch die Bezeichnung Keramikum vorgeschlagen. In der Geräteherstellung zeichnet sich diese Epoche dadurch aus, daß man sich fast völlig vom geschlagenen Steinwerkzeug abwendet und nunmehr geschliffene Geräte aus Grünstein verwendet. Die Kunst des »Steinschleifens« wird im Abschnitt über »Steinsäge und Steinbohrer« ausführlich behandelt werden.

Was aber – abgesehen von den technischen Neuerungen – die Jungsteinzeit von ihren Vorgängerzeitaltern unterscheidet, sind die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen: Seßhaftigkeit, Ackerbau und Viehzucht (1)!

Das entscheidende Merkmal des Neolithikums ist somit eine produzierende Wirtschaftsweise (2), während das Paläolithikum eine aneignende Wirtschaftsweise besaß. Eine zeitliche Absteckung des Neolithikums führt insoferne zu Schwierigkeiten, als je nach Region bedeutende Unterschiede in den Entwicklungsstufen vorliegen. Für Europa dürfen wir den Beginn im 4., vielleicht im 5. Jahrtausend ansetzen, das Ende mit dem 3. und 2. Jahrtausend festlegen.

¹ Nach Josef Reitinger, Oberösterreich in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, S. 6f.

Grundsätzlich endet die Jungsteinzeit dort, wo Bronze als neuer Werkstoff zur Geräteerzeugung Verwendung findet (3).

Ähnlich dem Mesolithikum aber schiebt sich zwischen die ausgehende Jungsteinzeit und die beginnende Bronzezeit eine Übergangsperiode – die Kupferzeit. Diese Verwendung von reinem Kupfer wird in die Jungsteinzeit einbezogen.

Von der Verwendung neuer Gesteinsarten und der Bearbeitung derselben mit völlig neuen Techniken war eingangs schon die Rede.

Was die Erzeugung von Keramik betrifft, so sind uns sechs Methoden bekannt (4).

- Aufdrehen auf der Scheibe
- Kneten über eine Form
- Eindrücken in eine Form
- Aufbau aus spiralförmig gedrehten Tonwülsten
- Herausarbeiten aus einem Tonknollen
- Zuarbeiten eines Tonkernes im Sinne der bildhauerischen Arbeit.

Die Drehscheibenarbeit gelangt erst im letzten vorchristlichen Jahrtausend nach Europa. Für unser Gebiet dürfen wir als bevorzugte Arbeitsweise das Herausformen aus einem Tonknollen annehmen, wobei mit Hilfe von Spateln und Steinglätttern die Oberfläche einer gründlichen Behandlung unterzogen wurde.

Die Wirtschaftsform wird durch Ackerbau und Viehzucht bestimmt. Der Hund als Haustier ist schon im Mesolithikum nachgewiesen. Knochenfunde beweisen, daß im gesamten neolithischen Europa Hund, Schwein, Rind, Schaf und Ziege gezüchtet wurden. Einwandfreie Nachweise für das Pferd als Haustier im Donauraum liegen noch nicht vor, doch wird dies nicht für ausgeschlossen gehalten (5).

Neben verschiedenen Getreidearten baute man an Nutzpflanzen Linse, Pferdebohne, Erbse und Möhre. Obst ist in Form von domestizierten Äpfeln aus den oberösterreichischen Pfahlbauten nachgewiesen (6). Der Anbau erfolgte mittels Grabstock und Erdhache aus Stein. Der Pflug wurde in Europa erst in der Bronzezeit heimisch (7).

Das Leben im Neolithikum findet im Abschnitt »Eine jungsteinzeitliche Siedlung in der Weller Heide« ausführliche Erwähnung.

Die donauländische oder bandkeramische Kultur

Sie ist die früheste Kulturstufe, die im Raum Wels ihre Spuren hinterließ und umfaßt den Raum Süddeutschland, Österreich, Tschechoslowakei, Schlesien und die westlichen Randgebiete von Polen, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien und der Ukraine, wobei als Kerngebiet das östliche Mitteleuropa gilt (8).

Der Ausdruck bandkeramische Kultur stammt daher, daß die Gefäße mit Verzierungen versehen sind, die in kräftigen Strichen in die Oberfläche eingerissen sind, was eine Wirkung erzielt, als wäre um das Gefäß ein Band geschlungen.

Vom Steininventar dieser Epoche verwahrt das Stadtmuseum als typisches Gerät eine flache, einseitige, gewölbte Hacke. Vermutlich stand sie als Gerät zum Hackbau, also als eine Art Erdhaue, in Verwendung und ist dementsprechend quergeschäftet (9).

Ein Typus der namentlich im Mühlviertel häufiger auftretenden spitznackigen Beile wird der

Stufe der bemalten Keramik zugezählt: (10). Ein Exemplar der Schausammlung entspricht diesem Typus.

Ein Setzkeil, meist mächtige Geräte von viereckigem Querschnitt mit großer Bohrung, ihre Verwendung ist noch nicht eindeutig geklärt, befindet sich unter den Gerätschaften der Vitrine 1 (11).

Verschiedene Feuersteinklingen standen zum Schaben, Schneiden und Bohren in Verwendung (12). Zuletzt ist für die bandkeramische Kultur noch die Scheibenkeule zu erwähnen (13). Eine Modifikation davon könnte der in der Sammlung gezeigte Steinhammer oder -schlägel (Inv.-Nr. 39936-V 6) sein.

Die Münchshöfer-Kultur

Von besonderer Bedeutung für den Welser Raum sind in diesem Zeitabschnitt die Funde von Niederperwendt.

Wie schon vorhin festgestellt, teilt sich die donauländische oder bandkeramische Kultur des Vollneolithikums der Ausführung ihrer Keramik nach in die Gruppe ohne Gefäßbemalung (Linearkeramik) und in die Gruppe mit Gefäßbemalung. Letztere ist auf den östlichen Teil des Siedlungsraumes der donauländischen Kultur konzentriert und hat über die Sudeten und das niederösterreichische Donaugebiet bis in den süddeutschen Raum eingewirkt (14).

Nach der Bandkeramik, beziehungsweise noch in ihrem Endstadium und durch sie beeinflußt, tritt in Mähren, Österreich, Bayern, Schlesien und Polen eine Kultur auf, deren typische Gefäßverzierung die bemalte Keramik ist (15). So greift über Niederösterreich die mit der Theiß-Kultur in enger Verbindung stehende Lengyel-Kultur auf das Donaugebiet über, nachdem sie sich westwärts über Salzburg und Bayern vorgeschoben hatte, um hier die Münchshöfer-Kultur zu stellen (16). Die Bezeichnung stammt vom Fundort Münchshöfen in Niederbayern, Bezirksamt Straubing; das territoriale Schwergewicht liegt im Raume Niederbayern, zieht sich aber noch weiter nach Osten bis in das nördliche Salzburg und das oberösterreichische Gebiet nördlich der Alpen (17). Als wichtigste Fundorte sind für Oberösterreich Dornach-Sachsen, Niederperwendt, Hartheim und Lungitz sowie die Umgebung von Gallneukirchen zu nennen. Aus neuerer Zeit sind überdies Stadl-Paura, Ufer bei Ebelsberg, Rutzling bei Hörsching und vor allem Linz-Altstadtplatz zu erwähnen (18).

Hinsichtlich der für die Münchshöfener Kultur so typischen Keramik nachstehende Beschreibung: »Die Münchshöfener Kultur unterliegt im wesentlichen ganz neuen Formgesetzen und ist neben den spezifischen, ihr eigenen Gefäßformen... vor allem durch die Ornamentik charakterisiert. Fein eingeritzte, weit häufiger aber eingestochene, parallel nebeneinander liegende Linien bilden Ornamentbänder. Diese stoßen häufig in spitzem Winkel zusammen, kreuzen sich oder sind in ihrem Verlauf winkelig gebrochen. Die gestochenen Linien werden meist aus sorgsam nebeneinander gesetzten Einstichen gebildet. Aber auch die eingeritzten Linien werden nicht selten mit quergestellten Stichen kombiniert.

Plastisch aufgesetzte Fortsätze von kugeliger oder stielartiger Form, Warzen und Knöpfe (Noppen), gelochte und ungelochte lappen- oder hornförmige Griffknubben, sowie kleine Ösenhenkel sind kennzeichnend für die Keramik der Münchshöfener Kultur.« (19)

Im Inventar der Steingeräte ist keine Änderung eingetreten.

Die Mondseegruppe

Was die Gefäßformen betrifft, so fallen Henkeltassen und Henkelkrüge besonders auf. Beim Steininventar sind hinsichtlich der Feuersteingerätschaften die großen Sichelmesser und Pfeilspitzen mit eingezogener Basis zu erwähnen. Ansonsten finden wir weiterhin Reibsteine, Unterlageplatten und Steinbeile, unter welch letzteren besonders der facettierte Knaufhammer auffällt. Vorherrschend aber sind Flach- und Walzenbeile.

Am schönsten und reichsten ist die Mondseekultur in den Fundstätten an den großen Salzkammergutseen vertreten; einer von diesen gab ihr ja schließlich auch seinen Namen. Die Mondseekultur ist aber nicht ausschließlich auf die Pfahlbausiedlungen beschränkt, sondern erscheint auch in Oberösterreich außerhalb des Seengebietes (20). Landsiedlungen der Mondseekultur sind für Lindbruck bei Waizenkirchen, Edtsdorf in der Gemeinde Engerwitzdorf im südlichen Mühlviertel, für das untere Ennstal und für Stadl-Paura belegt (21).

Für Wels und seine Umgebung sind bisher nur Einzelfunde bekannt, die mit ziemlicher Sicherheit der Mondseekultur zugerechnet werden können, vor allem zählt dazu die Mehrzahl der Lochäxte (22).

Funde aus den Kulturstufen der Einzelgrabkultur, der Schnurkeramik und der Glockenbecherkultur sind im Raum Wels gar nicht oder nur kaum nennenswert vertreten.

Der Münchshöfer Siedlungsfund von Niederperwendl (23)

In einem gemeinsam verfaßten Aufsatz »Zwei Siedlungen der Münchshöfer Kultur in Oberösterreich« von Hans Wunder, Ferdinand Wiesinger und Richard Pittioni in »Germania Nr. 19 aus 1935« berichtete Ferdinand Wiesinger über den Fundort Niederperwendl, Gemeinde Marchtrenk bei Wels, wie folgt:

»Auf dem Grundstück (Hausgarten) des landwirtschaftlichen Besitzers Franz Beitelmaier in Niederperwendl Nr. 17, Gem. Marchtrenk, an der Bahnstrecke Linz–Wels, wurden im Winter 1926 beim Ausreutzen eines Baumes Gefäßscherben aus dem Boden gehoben, die von dem Genannten dem Städtischen Museum in Wels übermittelt wurden. Eine kurze Versuchsgrabung ließ deutliche Spuren einer Siedlung erkennen. Im Frühjahr 1927 wurde mit Geldunterstützung des Bundesdenkmalamtes und der Stadtgemeinde Wels unter Heranziehung eines städtischen Arbeiters die angegebene Siedlungsstelle vollständig ausgehoben und die Umgebung in Versuchsgrabungen und mit dem Erdbohrer abgesucht. Die ganze Grabungs- und Sucharbeit führte Gymnasialprofessor Studienrat Karl Wolf durch.

Die Örtlichkeit liegt unmittelbar nördlich vom Bahnhof Marchtrenk am Rande der sich längs des Traunflusses an seinem linken Ufer hinziehenden Lößterrasse, die 8 bis 10 m tief zur Alluvialschotterebene der Welser Heide abfällt. Das Plateau, auf dem sich die Siedlungsstelle befindet, ist reiner Lehm. Die ausgehobene Grube war kreisförmig, oben mit einem Durchmesser von 3 m. Unter einer schwachen Humusdecke fanden sich bis zu einer Tiefe von 40 cm verkohlte, schmale Holzstücke und Stücke von Hüttenlehm, von denen die rotgebrannten Stücke zumeist auch von verkohlten Holzresten durchzogen sind. Frau Dr. E. Hofmann hat die Holzreste als *fraxinus excelsior*, gemeine Esche, bestimmt. Der gelbe Lehm des Grundes nimmt in der Tiefe von 40 cm abwärts eine durch Ruß und Asche hervorgerufene graue Fär-

bung an, und in diesem untersten Teile fanden sich neben den Gebrauchsgegenständen aus Stein annäherungsweise 200 keramische Überreste, die schon als Bruchstücke zusammengewarfene sein mußten. Sie bildeten unten eine fest verkittete Scherbenmasse, die bis zur Tiefe von 80 cm unter die Oberfläche ging. Die Bodenfläche betrug hier 1 m im Durchmesser. Bei der Grabung und auf den sonstigen Suchplätzen wurde stets Nachschau gehalten nach Pfostenlöchern, doch waren solche niemals vorhanden. Im Zuschüttungsmaterial fand sich ein Ring aus blauem Glas von 5 mm Durchmesser; er ist aber nicht urzeitlich.«

Aus dem Grabungsbericht geht leider nicht hervor, ob in Niederperwendt auch Pfostenlöcher wahrgenommen werden konnten, was den letzten schlüssigen Beweis für eine Siedlung ergeben hätte. Die Vermutung, daß die 1926 eingebrachten Fundstücke einer jungsteinzeitlichen Abfallgrube entstammen könnten, ist daher nicht von der Hand zu weisen. Doch allein die Annahme, es wäre tatsächlich eine Abfallgrube gewesen, mag für uns ausreichend Grundlage für die Annahme einer Siedlung sein, denn wie die Erfahrung lehrt, befanden sich diese »vorgeschichtlichen Mülldeponien« stets im unmittelbaren Gebiet der Siedlungsfläche. Was außerdem für eine Siedlung in Niederperwendt spricht, ist das Auffinden von »Hüttenlehm«. Wie die mikroskopische Untersuchung ergab, bestanden die mit Lehm beworfenen Flechtwerke zumindest zum Teil aus Zweigen der Esche (24).

Ein Fund der Steinkupferzeit aus Wels

Das auslaufende Spätneolithikum bringt das Aeneolithikum – die Kupferzeit oder besser: Steinkupferzeit (25) – mit sich. Die Steinkupferzeit oder Chalkolithikum, gekennzeichnet durch die mehr oder weniger auffallende Verwendung von reinem Kupfer, wird im allgemeinen noch in das Neolithikum einbezogen (26). Zum typischen Inventar dieser Epoche des ausklingenden Neolithikums zählen nicht nur kupferne Schmuckstücke, sondern auch Werkzeuge und Waffen, deren Wirksamkeit allerdings aufgrund des geringen Härtegrades von Kupfer dahingestellt bleiben mag. Formgetreue Nachbildungen neolithischer Flachbeile sind aus Seewalchen, Unterach und Weyregg bekannt, aber auch jenseits des Inns gelten Funde dieser Art als nicht gerade selten (27).

Mit dem Jahre 1976 gelangte das Stadtmuseum Wels in den Besitz von zwei Fundstücken der Steinkupferzeit. Es sind dies ein Kupferbeil (Inv.-Nr. 222087; Sammlungsnummer V 15) und ein Setzkeil (Inv.-Nr. 222088; Sammlungsnummer V 14), welche 1961 in Vergesellschaftung gefunden wurden.

Vitrine 1

Waffen und Geräte

Neolithikum (5000–1800 v. Chr.)

V 1 Feuersteinklinge

Inv.-Nr. 13793 a und b

Feuerstein, L 8,15, B 1,6, D 4,6
Wels–Bachmanning, 1936

Zur Zeit der Auffindung bereits in zwei Teile zerbrochen.

V 2 Flachbeil

Inv.-Nr. 14424

Serpentin, durchwärm't von Magnesiteisen, L 8, B 3

Wels–Bachmanning 1939

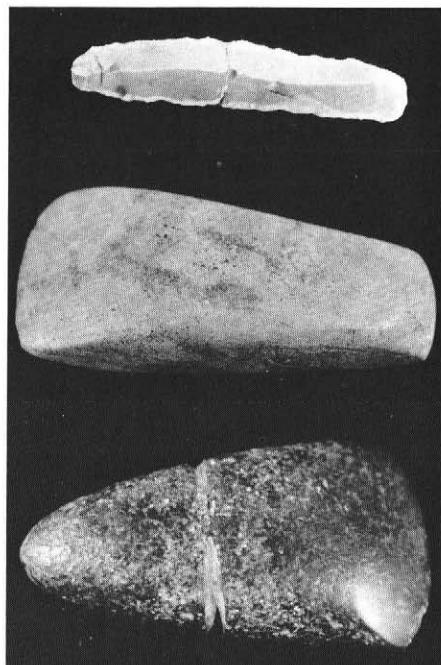
Deutliche Abnutzungsspuren, die auf den Gebrauch als Bodenbearbeitungsgerät zurückzuführen sind.

V 3 Flachbeil

Inv.-Nr. 3907

Serpentin, L 9,8, H 2,8

Wels–Bernhardin, 1913



V 1

V 2

V 3

Ovaler Querschnitt, annähernd spitzer Nacken. Die das ganze Stück umlaufende Rinne wurde erst in jüngster Zeit – vermutlich vom Finder – eingeritzt.

V 4 Lochaxt

Inv.-Nr. 12606

Dunkelgrüner Serpentin, L 19,2, B 6,1, H 4,2

Stadt-Paura; Wehranlage der Spinne-rei

Ober- und Unterseite stark beschädigt. Nacken abgeschrägt. Bohrung konisch.



V 4

V 5 Lochaxt

Inv.-Nr. 10828

Schwärzlicher, geschieferter Serpen-tin, L 20,6, B 5,6, H 4,2

Wels, 1926, unterhalb der Traun-brücke

Stark verrollt, Nacken beschädigt. Bohrloch leicht konisch, deutliche Rillen von der Bohrung.

V 6 Durchlochtes Steinschlägel

Inv.-Nr. 39936

Serpentin, L 8,5, B 5,5, H 5

Vermutlich in Wels gefunden

Völlig glatt gebohrtes Loch.

V 7 Durchlochtes Flachhacke

Inv.-Nr. 13904

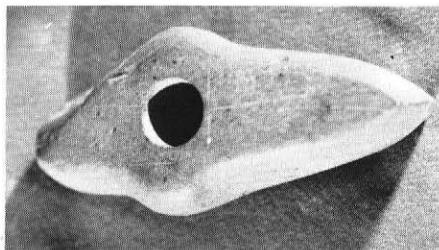
Gneis mit Hornblende, L 12,2, B 6, H 3,4

Wels, 1936, linkes Traunufer, unterhalb des Kalkofens

Durch Einwirkung des Traunschotters stark verrollt. Teile abgeschlagen. Glatte Bohrung, leicht verjüngt.

V 8 *Doppelaxt* Inv.-Nr. 14762
Heller Serpentin, L 10, B 4,1, H 3,8
Buchkirchen bei Wels, 1943
Kleinere Teile abgeschlagen; gleichmäßige, vollkommene glatte Bohrung.

V 9 *Hammeraxt* Inv.-Nr. 12657
Hellbrauner Serpentin, L 12,6, B 5,7, H 4,4
Steinhaus bei Wels-Traunleiten, 1933
Ein Ende ist zu einer Hammerfläche gestaltet, das andere zu einer Schneide. Unterseite am Schneidenteil flach, Oberseite konkav geschweift. Sehr stark verschliffen. Bohrrillen deutlich erkennbar.



V 9

V 10 *Doppelaxt* Inv.-Nr. 14763
Dunkelgrauer Serpentin, L 16,5, B 5,5, H 3
Wels, 1947, als Mauereinschluß im Haus Stelzhamerstraße 6, ehemaliges Bürgerspital

Flachseiten zum Bohrloch stark konkav gewölbt. Eine Schneidenseite ist erhalten, die andere abgebrochen. Die erhaltene Form jedoch lässt ziemlich eindeutig auf eine Doppelaxt schließen. Im Bohrloch sind Rillen. Die Volkskunde bezeichnet die Einmauerung von Steinäxten als »Donnerkeil, Donnerstein und Donnerbeil«. Sie sollen unter Donner und Blitz auf die Erde gefallen sein,

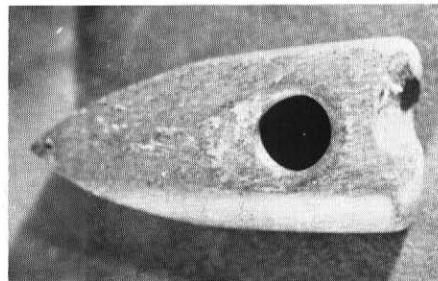
gelten als Gewitterschutz, verleihen Zauberstärke und sind, besonders wenn sie durchlocht sind, gesuchte Talismane.



V 10

V 11 *Lochaxt* Inv.-Nr. 13983
Schmutzig-olivgrüner Serpentin, L 10,7, B 5, H 3
Aschet bei Wels, 1937

Das Objekt war ursprünglich eine Axt größeren Ausmaßes, welche beim Bohrloch entzweibrach. Der vordere Teil wurde neu durchbohrt und wiederum als Axt auf einen Stiel gesteckt. Bohrloch völlig stufenlos gebohrt.

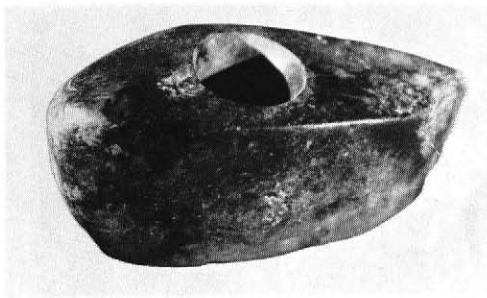


V 11

V 12 *Lochaxt* Inv.-Nr. 14300
Serpentin mit Olivin-Einschlüssen, L 7, B 4,7, H 2
Wels, 1930, im Straßenschotter
Nachbohrung einer gebrochenen Axt. Vgl. V 11.

V 13 *Lochbeil* Inv.-Nr. 221095
Braunfleckig-grüner Serpentin, L 15, B 6, H 7
Marchtrenk, 1963

Beschädigung durch Absplitterung. Im stark konisch verlaufenden Bohrloch drei deutlich erkennbare Rillen.



V 13

V 14 Setzkeil Inv.-Nr. 222088
Heller Serpentin, L 25,5, B 8,8, H 6
Wels, Mitterweg 25, um 1957

Stufenlose, konische Bohrung; aufgrund der Vergesellschaftung mit dem Kupferbeil (V 15; Inv.-Nr. 222087) der Steinkupferzeit zuzuordnen.

V 15 Kupferbeil Inv.-Nr. 222087
Wels, Mitterweg 25, um 1957
99 % Kupfer, L 12,2, B 3,8

An der Schneide Verformungen sichtbar.
Die Form erinnert stark an die bandkeramischen Flachbeile.



V 15

V 16 Lochbeil Inv.-Nr. 10827
Serpentin, L 13, B 5,4, H 4,2
Rutzing, Gemeinde Hörsching, 1926

Trapezförmiger Querschnitt mit abgeschrägtem Nacken; stark abgerollt. Bohrung verläuft konisch und weist deutliche Rillen auf.

Zu Anschauungszwecken wurde das Beil mit einem Stiel versehen.

Steinsäge und Steinbohrer

In der jüngeren Steinzeit weisen die Geräte und Waffen eine überaus sorgfältige, mit großer Kunstfertigkeit durchgeführte Bearbeitung auf. Zwar stehen noch die aus der Altsteinzeit bekannten Silexgeräte wie etwa Klingen und Kratzer in Verwendung, doch bedingen die geänderten Umwelt- und Lebensverhältnisse neue Entwicklungen an Werkzeugen und Waffen. Mit der Entwicklung des Beiles zur Holzbearbeitung oder der Erdhacke zur Bodenbestellung haben sich die Anforderungen an zähe, nicht leicht splitternde und spaltende Gesteine so erhöht, daß man die zeitraubenden und schwierigen Techniken ihrer Gestaltung und Bearbeitung auf sich nehmen mußte und infolge der nun vorherrschenden seßhaften Lebensweise auch konnte (28). Zu eben diesen Techniken zählen das Sägen und das Bohren. Als Ausgangsmaterial haben »Felsgesteine« – nach ihrer Färbung auch »Grünsteine« bezeichnet, so etwa Serpentin, Amphibolit, Gneis, Nephrit und ähnliche – den Feuerstein abgelöst (29). Grünstein für die Anfertigung von Gerätschaften konnte in Form von Flußgeschieben aus jeder Schotterbank besorgt werden (30). Daraus ist auch ganz logisch zu erklären, daß sich die Steinbearbeitungsstätten fast ausschließlich nächst den Flußläufen befanden, wodurch das Transportproblem unterblieb.

Aus den Grünsteinbrocken, die dem Flußgeschiebe entnommen wurden, mußten vorerst Rohlinge geformt werden, was mit der Steinsäge geschah, einem einfachen, doch wirksamen Gerät. Über zwei starke Astgabeln legte man waagrecht einen kräftigen Stock und fixierte ihn. Etwa in der Mitte dieses Stockes wurde senkrecht ein weiterer Stab angebunden, in dessen

eingeschnittenes unteres Ende ein kantiges Steinplättchen – etwa Schiefer – geklemmt wurde. Bewegte man nun diesen senkrechten Stab mittels Bogen und Sehne vor und zurück, so konnte man mit der festgeklemmten Steinplatte das Rohmaterial ritzen. Zur Verstärkung der »Sägewirkung« verwendete man nassen Sand. Nachdem in recht mühsamer Arbeit eine entsprechend tiefe Furche geschaffen worden war, wird man die endgültige Spaltung wohl mittels Holzkeilen durchgeführt haben. Der Rohschliff der gewonnenen Form ging am nächstgelegenen Fels vor sich, der sich als feste Unterlage dafür besonders eignete. Eine feine Bearbeitung kann wohl nur mit sehr komplizierten Hilfsmitteln erfolgt sein, doch ist über diese Vorgangsweise so gut wie gar nichts bekannt (31).

Recht brauchbare Informationen hingegen liegen über das Durchbohren von Steinwerkzeugen vor. Man bediente sich eines Gerätes, ähnlich der Steinsäge. So wie bei dieser wurde über zwei Astgabeln ein waagrechter Stock fixiert. Der senkrechte Stab war diesmal nicht angebunden, sondern saß mit dem kugelförmigen, oberen Ende in einer Vertiefung des quergelegten Holzes. Das untere Ende stand auf dem zu durchbohrenden Stein auf, wobei der Stab durch ein Loch in einem Brett führte, das über das Werkstück gelegt wurde und zwischen den Astgabeln eingespannt war. So konnte ein seitliches Abrutschen des Bohrers vermieden werden (32). Der Bohrstab wurde mittels eines Bogens in rasch rotierende Bewegung versetzt. Hinsichtlich des Bohrvorganges sind zwei Arbeitsweisen zu unterscheiden: Vollbohrung und Hohlbohrung (33).

Die unkompliziertere Methode stellt die Vollbohrung dar. Ein kompakter Bohrstab aus Holz, das Bohrende vermutlich durch Feuereinwirkung gehärtet, liegt direkt auf dem Werkstück auf. Als Schleifmaterial dient harter Quarzsand. Die Vollbohrung ging ziemlich langsam vor sich. Das Bohrloch weist diese Methode insoferne aus, als es immer zylindrisch oder fast zylindrisch ist (34). Um den Stab richtig aufsetzen zu können, muß vor Beginn eine kleine Vertiefung geklopft werden, deren Ränder nach vollendetem Vorgang weiterhin sichtbar bleiben (35).

Schneller, doch komplizierter geht die Hohlbohrung vor sich. Auf das untere Ende des Bohrstabes wird ein Röhrenknochen oder ein Holunderrohr aufgesetzt. Auch hier dient nasser Quarzsand als Schleifmittel. Bei Verwendung eines Hohlbohrers – eines Kronenbohrers sozusagen – blieb in der Mitte des Loches ein konischer Bohrzapfen stehen. Erst wenn das Werkstück vollkommen durchbohrt war, fiel der Zapfen heraus. Bohrlöcher der Kronenbohrung sind meist konisch (36).

Vitrine 2

Werkzeugmodelle

Jungsteinzeit 5000–1800 v. Chr.

V 17 Rekonstruktion einer neolithischen
Steinsäge

Hergestellt vom Stadtmuseum Wels nach
den Modellen im Heimathaus Vöcklabruck.

V 18 Rekonstruktion einer neolithischen
Steinbohrmaschine

Hergestellt vom Stadtmuseum Wels nach
den Modellen im Heimathaus Vöcklabruck.

Vitrine 3

Der neolithische Fund von Niederperwendt (1927)
Münchshöfener Kultur

V 19 Bruchstück eines *Vorratsgefäßes*
Inv.-Nr. 12584–12598

Graubrauner Ton, D 1,5
Bodenbruchstücke eines derben, konisch geformten Vorratsgefäßes.

V 20 *Mahlsteinplatte* Inv.-Nr. 13554
Sandstein, L 14, B 6, D 4,8

Die an der Oberfläche konkave Sandsteinplatte bildete das Unterstück eines Getreidereibsteines. Mittels eines rundlichen Steines wurden die Getreidekörner auf der nach unten gewölbten Fläche der Unterlage zerrieben.

V 21 *Glättstein* Inv.-Nr. 12549
Serpentin, L 5,8, H 3,4

Der ovale Stein aus hellgrünem Serpentin mit steilem, asymmetrischem Rücken stand als Gerät zum Glätten von Fellen und Häuten in Verwendung. Untere Fläche durch häufige Verwendung vollkommen abgeschliffen.

V 22 Spitze einer *Feuersteinklinge*
Inv.-Nr. 12547

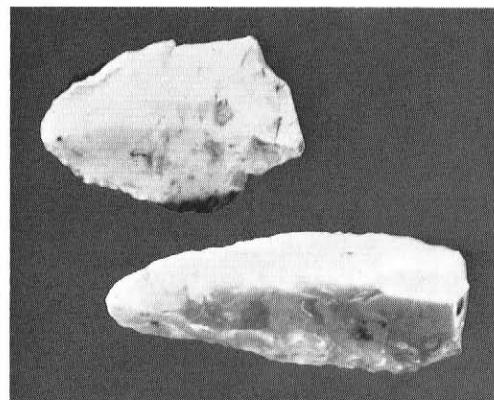
Grauweißer Feuerstein, L 2,6, B 1,8, H 0,6

Annähernd dreieckiger Abspliß mit schwacher Zurichtung der Kanten. Spitze eines Schab- und Schneidewerkzeuges.

V 23 Spitze einer *Feuersteinklinge*
Inv.-Nr. 12548

Brauner Feuerstein, L 3,8, B 1,3
Kleine, ziemlich kräftige Spitze; Unterseite bis auf den Spitzenteil glatt, die Oberseite an

den Kanten ziemlich gut zugerichtet; Spitze selbst stumpf, die Basis zugerichtet. Spitze eines Schab- und Schneidewerkzeuges.



V 22, V 23

V 24 *Lochbeil* Inv.-Nr. 14778

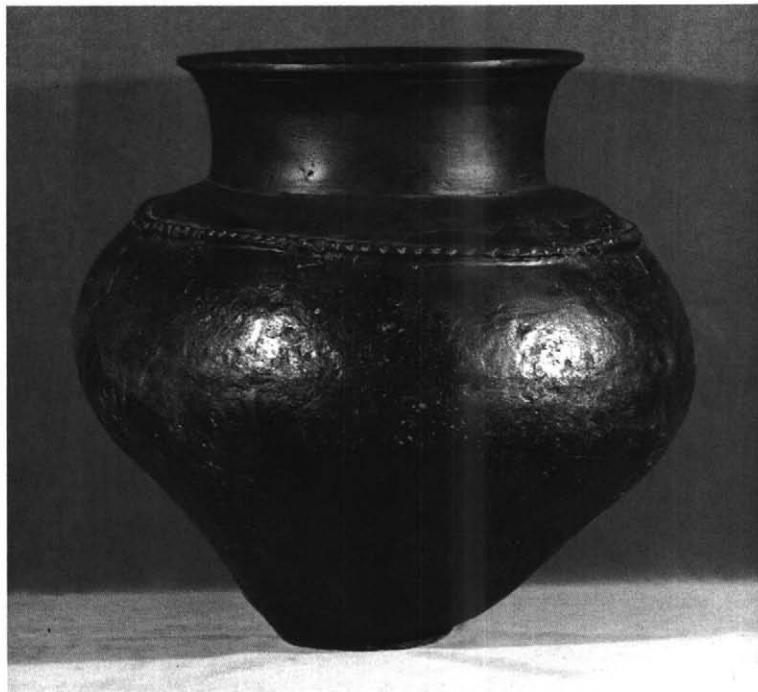
Heller Serpentin, L 11, B 4,6, D 3,7
Das Bruchstück des Beiles ist der Länge nach gespalten.

V 25 *Löffel* Inv.-Nr. 12581
Keramik, L 11

Schöpflöffel aus dunkelbraunem bis graubraunem, sehr grobem Ton, fast vollständig erhalten. Der Fassungsraum nahezu kreisrund; kurzer angesetzter Stiel mit engem Loch, worin sich ein Holzstab als Handhabe befand.

V 26 *Hüttenlehm* Inv.-Nr. 12543
Gebrannter Lehm und verkohltes Holz

Die teilweise im Feuer gebrannten Lehmstücke – sog. Hüttenlehm – schließen verkohlte Reste von Zweig- bzw. Rutengeflecht ein. Die Holzreste konnten als gemeine Esche (*fraxinus excelsior*) bestimmt werden. Diese beiden Fundstücke wurden unter einer schwachen Humusdecke in bereits 40 cm Tiefe gefunden und sind wohl ein eindeutiger Beweis für eine neolithische Siedlung in Niederperwendt, da sie von einer aus Zwei-



V 58

V 87, V 89, V 88, V 86, V 90



gen geflochtenen und mit Lehm verschmier-ten Wand eines Gebäudes stammen.

V 27 Randstück einer *Schale*

Inv.-Nr. 12558

Dunkelgrauer, ziemlich grober Ton,
H 6,7

Randstück einer konischen Schale; Mundsaum gerade abgeschnitten. An der Vitrinenwand ist der Umriß in einer Zeichnung wiedergegeben, jedoch ohne Berücksichtigung der natürlichen Größe.

V 28 Randstück eines kleinen *Gefäßes*

Inv.-Nr. 12572

Rotgrauer, feiner Ton

Rekonstruierter Durchmesser des Mundsaumes: 30–32 cm. Das Randstück zeigt deutlich die Ansatzstellen des abgebrochenen Henkels.

V 29 Randstück eines großen *Gefäßes*

Inv.-Nr. 12579

Graubrauner Ton, L 10

Bruchstück aus graubraunem, ziemlich feinem Ton mit gutem Schlicker. Mundsaum ist leicht ausladend, Schulterknick wenig scharf ausgeführt. An der Vitrinenwand ist der Umriß wiedergegeben, jedoch ohne Berücksichtigung der natürlichen Größe.

V 30 Randstück eines *Tellers* Inv.-Nr. 1255

Gelbbrauner Ton, L 6, B 5

Randbruchstück mit Saum; feiner, jedoch schlecht gebrannter, gelbbrauner Ton mit bräunlichem Schlicker. An der Vitrinenwand ist der Umriß wiedergegeben, jedoch ohne Berücksichtigung der natürlichen Größe.

V 31 Randstück eines großen *Gefäßes*

Inv.-Nr. 12571

Grober Ton, L 15

An der Vitrinenwand ist der Umriß wieder-

gegeben, jedoch ohne Berücksichtigung der natürlichen Größe.

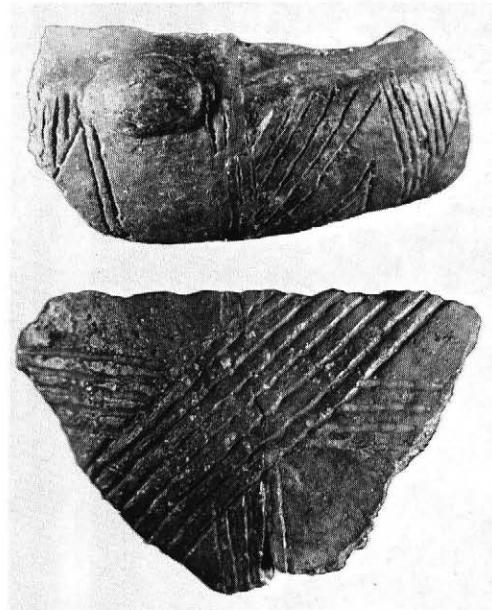
V 32 Wandstück einer *Schüssel*

Inv.-Nr. 12568

Grober Ton, L 8

An der Vitrinenwand ist der Umriß wiedergegeben, jedoch ohne Berücksichtigung der natürlichen Größe.

V 32



V 33

V 33 Wandstück eines *Gefäßes*

Inv.-Nr. 12575, 12576

Feiner Ton, L 10,8, B 9,6

An der Vitrinenwand ist der Umriß wiedergegeben, jedoch ohne Berücksichtigung der natürlichen Größe.

V 34 Randstück eines konischen *Topfes*

Inv.-Nr. 12557

Feiner Ton, L 14,5

Randstück eines konischen Topfes aus dunkelgrauem, ziemlich feinem Ton; gegen den Mundsaum stark eingezogen. Das Profil ist fast bis zur Standfläche erhalten.

Vitrine 4

Modell: »Jungsteinzeitliche Siedlung in der Welser Heide«

Angefertigt von Konsulent Prof. Hans Pertlwieser, Linz-Ebelsberg, im Jahre 1976
Maße: 271 × 171 cm

Die Modellanlage stellt die Ideallandschaft einer neolithischen Siedlung auf einer Traunterrasse der Welser Heide dar. Die Siedlung hat es in der dargestellten Form selbstverständlich nicht gegeben, vielmehr versuchte der Künstler aus den vorliegenden Erkenntnissen der Vorgeschichtsforschung im Raum der Welser Heide ein Anschauungsbild zu geben.

Unter Zuhilfenahme dieses Modells soll ein Überblick vom Leben der Jungsteinzeit geben werden: (37)



Klima

In unserer spätneolithischen Siedlung herrscht Spätsommer oder auch schon Frühherbst. Die klimatischen Bedingungen waren äußerst günstig, denn im sogenannten Atlantikum – die zweite Hälfte der mittleren Wärmezeit – lag das Jahresmittel bis zu 4°C höher als heute.

Umwelt

Das warmfeuchte Klima bedingt eine Waldzunahme. Der größte Teil des Lebensraumes ist mit Eichenmischwald bedeckt. Eine Ausnahme bildet die Lößzone, die dem Wald abträglich war und daher üppigen Steppenwuchs und an den Wasserläufen Galeriewälder hervorbrachte. Nun suchte der Mensch für den Ackerbau und die Viehzucht möglichst waldfreie Flächen auf, wozu sich eben die Lößzone geradezu anbot.

Der Mensch

Im Neolithikum liegen die Anfänge der Differenzierung des Menschen in seiner heutigen Vielfalt. Dabei ist wohl die dauernde Sesshaftigkeit vorzüglich in Betracht zu ziehen. Die einst natürlichen Ausleseprinzipien basieren nunmehr auf bewußter Auslese, die auf soziale oder politische Beweggründe zurückgeht.

Siedlungswesen

Unsere Siedlung des späten Neolithikums zeigt eine Ansammlung von Häusern. Im Gegensatz zur Hütte ist beim Haus der Wohnraum über der Erde gelegen, und die Wände sind so hoch ausgeführt, daß eine freie Bewegungsmöglichkeit gegeben ist. Das Modell zeigt das großräumige, rechteckige Holzpfostenhaus mit einer Flechtwerkwand, die eine Höhe bis über zwei Meter erreichen kann. Das Flechtwerk selbst ist mit Lehm verstrichen. Während das Rechteckhaus ausschließlich der Beherbergung von Mensch und Vieh dient, gibt es daneben auch noch kleinere Häuser und Hütten, die vornehmlich der Bevorratung dienen. Für die gro-

ßen Rechteckhäuser werden Dimensionen von 20–25 Meter Länge und 6–7 Meter Breite ausgewiesen. Neben diesen Häusern sind deutlich sogenannte »Lehmlinsen« ersichtlich, runde bis ovale Vertiefungen im Boden. Aus ihnen wurde einerseits der Lehm zum Verschmieren des Wandflechtwerkes oder zum Anfertigen von Keramik entnommen. Andererseits überwinterte man auch in Bodenvertiefungen Feldfrüchte.

Als Dachhaut steht bei den Häusern der Modellanlage Stroh oder Schilf in Verwendung, doch kannte man damals ebenso die Rinden- und Schindelabdeckung. Ob es sich bei der Umzäunung mit Palisaden um eine echte Umwehrung handelt oder die Anlage nur als Viehkrall diente, soll dahingestellt bleiben.

Wirtschaftsform

Zwar ist der Mensch seßhaft geworden, bedingt durch Ackerbau und Viehzucht, doch spielt als wertvolle Zubuße für die tägliche Nahrung Jagd, Fischfang und das Sammeln wilder Früchte noch eine gewichtige Rolle.

Im Pflanzenbau steht das Getreide an bedeutendster Stelle, während andere Nutzpflanzen nur eine untergeordnete Rolle einnehmen. Fest steht, daß der Getreideanbau von Vorderasien aus nach Europa gelangte. Anbauform ist der Grabstock- und Hackbau. Pflüge werden in Europa erst in der Bronzezeit heimisch, wenngleich der bandkeramische Schuhleistenkeil mitunter als Pflugschar angesprochen wird. Die Verarbeitung der Körner erfolgte mittels Reib- und Klopfsteinen. Brot dürfte in Form von Fladen und kleinen laibartigen Gebäcken hergestellt worden sein. Neben den Getreidesorten kultivierte man als Nutzpflanzen Linse, Pferdebohne, Erbse, Möhre und sogar Mohn. Selbst Obstbau – Äpfel aus den oberösterreichischen Pfahlbauten – ist nicht völlig unbekannt. Hanf und Flachs dienten als Grundstoff zur Erzeugung von Geweben.

Zu den Wildtieren kam neben dem heutigen Bestand noch Biber, Wolf, Braunbär, Elch, Luchs und Wisent.

Der Hund zählt seit dem Mesolithikum als Haustier. Als nächstälteste Haustiere dürfen Schaf und Ziege genannt werden. Durch Knochenfunde ist erwiesen, daß im Neolithikum in ganz Europa neben den drei schon genannten Haustiergattungen auch Schwein und Rind bekannt waren. Das Pferd als Haustier wird erst mit der Bronzezeit in Europa heimisch und dürfte wohl zuerst in den Steppengebieten gezähmt worden sein. Ebenso wie man bereits die Konserverierung pflanzlicher Grundnahrungsmittel verstand, wußte man auch Fleisch haltbar zu machen, sei es durch Kochen, Braten, Pökeln oder Räuchern.

Für die Verwertung von Milch und Milchprodukten bestehen Anhaltspunkte.

Mit dem Neolithikum wird die Erzeugung von Tongefäßen europäisches Allgemeingut. Drehscheibenarbeit ist noch unbekannt. Der Brand erfolgte nach gehöriger Lufttrocknung in eigenen Brennöfen.

Kleidung

Regional erweist sich die Kleidung des Neolithikers als überaus unterschiedlich. Seit dem Mesolithikum sind Geflechte bekannt. Nunmehr kommen auch Gewebe hinzu. Gewebtes Leinen ist für Europa aus spätneolithischen Schweizer Pfahlbauten erwiesen. Neben der Lederbekleidung sind Bastgeflechte und Wollgewebe üblich. Die Kenntnis des Stofffärbens war bereits vorhanden.